Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

40. Jahrgang.

1907 Berlin-Bremen, den 9. Januar. Nr. 2

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Ohne hochzeitlich Kleid. Von Baars. — Können die Arbeiter für Kirche und Evangelium wieder gewonnen werden. II. Vom M. Steiniger. — Väter und Söhne. II. Von F. — Francesco und Brigida. II. Von Joseph Hocking. — Vom Büchertisch. — Anzeigen.

Ohne hochzeitlich Kleid.

Matth. 22, 11—14.

Ist's nicht eigentlich ein ärgerlicher Schluß des Gleichnisses von der königlichen Hochzeit (Matth. 22, 1—10), daß „die Tische alle voll wurden", trotzdem die erstgeladenen Gäste sich ferngehalten hatten, voll nun gar „von Guten und — Bösen?" Also jeder ist ohne weiteres würdig, Mitglied des Gottesreiches zu sein? Jeder muß in der Kirche geduldet werden, niemandem kann das Christentum abgesprochen werden, der sich selber noch einen Christen nennt? Das sollte wirklich so ganz bedingungslos, ohne jede Einschränkung gelten dürfen? Und auch heute noch richtig sein? Dann dürfte es ja keine Lehrprozesse mehr geben und nicht mehr Kirchenzucht geübt werden, dann hätte die hessische Landessynode nicht recht, wenn sie aus Anlaß des Falles Korell dem großh. Oberkonsistorium demutsvoll ihr Vertrauen aussprach und auch ihrerseits kundgab, daß „irgend welche politische Förderung oder Begünstigung der heutigen Sozialdemokratie mit der Amtspflicht eines evangelischen Geistlichen unvereinbar" sei. Dann, ja dann müßte man den Christennamen mit allen, wenn auch noch so zweifelhaften Menschen und dunklen Ehrenmännern, mit Verbrechern und Verlorenen teilen, müßte am Ende gar — den Hauptmann von Köpenick als Bruder anerkennen. — Jesus würde diese Fragen, Einwände und Bedenken mit rückhaltlosem Ja beantworten. Darüber kann kein Zweifel sein. Aber die Beunruhigten, die Erschreckten, die Engherzigen, die Hochmütigen, die Ordnungsmänner und Formmenschen, die „Vornehmen und Gerechten, die Staatserhaltenden und Bekenntnistreuen", die Verteidiger des Ewig-Gestrigen und „Altbewährten", die Sitten- und Splitterrichter, die Zaghaften und Feiglinge, die Kirchenmänner und ihre Gefolgschaft, Konsistorial- und Oberkirchenräte usw. mögen sich beruhigen, es gibt im Neuen Testament, und zwar unmittelbar nach dem gefährlichen Gleichnis eine deutliche Einschränkung der bedenklichen Worte, eine erwünschte Abschwächung des weitherzigen Gedankens, aus der man leicht die Methode lernen kann, diesen Gedanken ganz totzuschlagen oder nur als dekorativen Schmuck in der Predigt und Erbauungsliteratur zu dulden. —

Ohne hochzeitlich Kleid! — Ob in dem Evangelium das schon auf Paulus gemünzt ist, dem, wie seine Briefe zeigen, sein Apostelrecht von den Judenchristen bestritten wurde? Jedenfalls hat es in der Geschichte der Kirche immer wieder als Beweis dienen können, daß das Verdammen und Verbrennen der Ketzer durchaus im Sinne Jesu und seines Evangeliums war. Und auch heute noch können sich die hochwürdigen Ketzerrichter darauf berufen, wenn sie ungläubigen Predigern die Bestätigung und ungläubigen Gemeinden ihr protestantisches Selbstbestimmungsrecht verweigern. Allen denen, welche Lehrgrenzen festlegen und Bekenntnisschranken aufstellen wollen, mag es als biblische Begründung gelten.

Ohne hochzeitlich Kleid! — Wie wunderbar ist doch dies kleine Gleichnis geeignet, die kirchliche Entehrung und öffentliche Brandmarkung von „gefallenen" Bräuten und Selbstmördern, unkirchlichen Gemeindegliedern biblisch zu beglaubigen und die konfessionelle Unduldsamkeit und Engherzigkeit für einen Beweis rechten Glaubens auszugeben.

Ohne hochzeitlich Kleid! — Wie fein kann sich dahinter geistlicher Hochmut und Selbstgerechtigkeit verstecken. Man kann und darf unsozial handeln, man darf Christentum und Zugehörigkeit zu einer „staatserhaltenden, Thron und Altar schützenden" Partei benutzen, um gegen die der Kirche Entfremdeten, vor allen Dingen die bösen Sozialdemokraten, zu zetern, es für „unvereinbar mit der Würde und Ehre der evangelischen Kirche" erklären, wenn etwa ein Sozialdemokrat Mitglied des Kirchenvorstandes werden will oder ein Pfarrer gar zur sozialdemokratischen Partei sich bekennt.

Ohne hochzeitlich Kleid! — Man kann abrücken von den Armen, denen man aus christlicher „Liebe" zu Weihnachten ein Almosen schickt, den Bösen und Schlechten, die hinter Gefängnismauern gesessen haben, den unglücklichen Frauen, die in den Pfuhl des Lasters gesunken sind, um den Männern, deren Ehre und Christentum darum doch unangetastet bleibt, zur Befriedigung ihrer Lüste zu dienen, man kann — alles tun, was dem Geiste der Jesusliebe widerspricht, wenn man nur den äußeren Schein wahrt. —

Wir protestieren gegen dies Gleichnis im Namen Jesu, seines Evangeliums und des Protestantismus, im Namen des echten Christentums, das in der Gegenwart sich auf seine ursprüngliche Reinheit, Weitherzigkeit und Menschlichkeit besinnt, im Namen einer Weltanschauung, welche die Religion aus den Fesseln des Buchstabens, der bloßen Kirchlichkeit, des Aberglaubens und der Sitte befreien will, im Namen Gottes, der sich allein das Gericht vorbehält, den Menschen aber nur ein Gebot gegeben hat, das Gebot der Liebe.

Wir müssen uns und unserer Zeit wieder das Ideal der Kirche vor die Augen stellen als einer Gemeinschaft derer, die mit dem Evangelium der Menschlichkeit und der Liebe ernst machen wollen. Die Kirche muß die Stätte sein, wo nicht verdammt, sondern verziehen, nicht gerichtet, sondern aufgerichtet, nicht verketzert, sondern getragen, nicht mit dem

Zorn Gottes gedroht, sondern getröstet wird, über deren Pforten in alle Welt hinausleuchtend die Worte geschrieben stehen: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“

Nicht soll es und darf es in ihr fehlen an sittlichem Ernst, es soll in ihr immer an Vernunft und Gewissen appelliert werden, sie soll die Besten und Edelsten aufrufen zu ernster Arbeit an unserem Volke und der Menschheit, sie soll alles mit ihrem Segen adeln, was diesem einen großen edlen Zwecke dienen will, aber sie soll auch liebend tragen und dulden die Kleinen und Schwachen, damit wir der Zeit näher kommen, da es mehr Wahrheit enthält als heute, was der Dichter singt:

O Christentum, du Liebesband,
Das alle Welt umschließt!
Du Lebenswort, das uns von Land zu Land
Als Brudername grüßt!
Wie warm und treu umfassen
In dir die Herzen sich,
Und keiner steht verlassen,
Und keiner weint für sich. (W. Hey.)

Das scheint mir unsere Christentumsaufgabe zu sein!

Vegesack. Baars.

Können die Arbeiter für Kirche und Evangelium wieder gewonnen werden.

4.

Ließe sich die Liste der Gründe, aus denen die Arbeiter von sich aus von der Kirche sich abwenden, vervollständigen, der Eindruck soll nicht erweckt werden, als trüge die Arbeiterschaft oder die Sozialdemokratie die Hauptschuld an der Entfremdung der Arbeiter von der Kirche und dem Evangelium. Die Hauptschuld trägt die Kirche.

Der Hauptanklagepunkt gegen die Kirche ist ihre Verbindung mit dem Staat. Wirkliche oder vermeintliche Fehler der Staatsregierung werden zugleich der Kirche angerechnet als der Mitschuldigen. Dreiklassen-Wahlrecht, Schulgesetz, einzelne richterliche Urteile. Unterrichtend in dieser Hinsicht sind die Anklagen des wegen Christuslästerung verurteilten Redakteurs Westmeyer, vollständig abgedruckt in der „Christlichen Welt“ 1906 Nr. 32. In diesem Blatt bedarf es keiner Begründung, daß die Bezeichnung der Kirche als „Staatskirche“ irrig ist, daß die evangelische Landeskirche geschichtliche Notwendigkeit gewesen ist, daß ihr Zusammenhang mit dem Staat die Diener der Kirche nicht in dem Maße am freien, zumal sozialen Wirken hindert, wie die Sozialdemokratie behauptet. Für feine Unterscheidungen ist der Arbeiter unzugänglich. Er weiß, daß die Kirche vom Staat subventioniert ist, er hört die Bezeichnungen und Titel: Königliches Konsistorium, Königlicher Superintendent. Er ist mißtrauisch gegen die Kirche, weil er mißtrauisch ist gegen den Staat. Bestärkt wird er in seinem Mißtrauen durch die prinziplose schwankende Haltung der kirchlichen Behörden gegenüber der Arbeiterbewegung im Unterschied von der römischen Kirche. „Die moderne Arbeiterschaft denkt und zweifelt vielmehr an dem Willen und traut der Kirche in jeder Beziehung überhaupt nichts mehr zu, da sie an die Gerechtigkeit der Kirche nicht mehr glaubt. Das unsoziale Verhalten vieler Kirchenvertreter, das mangelnde Verständnis für das sittliche Recht der Arbeiterbewegung an sich, das sittliche Recht der Gewerkschaftsbewegung insbesondere, das alles hat die Arbeiterschaft tief verstimmt. Und nun macht sich der Widerspruch nnd der Zweifel an allen Lehren der Kirche bemerkbar.“ (Pastor von Bröcker auf dem Evang.-soz. Kongreß 1906. Verhandlungen S. 25.) Mitarbeit einzelner Pastoren an der sozialen Frage (Stöcker, Naumann, Weber u. a.) kam nach Kretzers Urteil (Kappstein: Bedürfen wir des Pastoren noch. S. 74) fünfzig Jahre zu spät, im Unterschied von England (Kingsley, Robertson).

Der Arbeiter sieht in der Wirksamkeit der Kirche das Wirken der Pastoren, er sieht und hört, daß die weit überwiegende Mehrzahl der Pastoren politisch-konservative, agrarische Interessen hat und verficht, er sieht die Kirche in Verbindung mit konservativer Politik. Das hindert die Arbeit an den Arbeitern und für sie ungeheuer. Aus eben diesem Grunde haben die Kirchlich-Liberalen Berlins gegen die Verbindung der Berliner Stadtmission mit christlich-sozialer Politik von jeher Stellung genommen. Aus diesem Grunde ist die Disziplinierung des Pfarrers Korell durch das Darmstädter Oberkonsistorium (S. „Protestantenblatt“ 1906 Nr. 28 Beilage) dafür, daß er seinen politischen Freunden nicht empfohlen hat, in der Stichwahl sich der Stimme zu enthalten, nicht für den Sozialdemokraten zu stimmen, verhängnisvoll. Der sozialdemokratischen Partei ist von einer kirchlichen Behörde Material geliefert zum Kampfe gegen die Landeskirchen, ganz abgesehen davon, daß hier ein Mann bestraft ist für etwas, was er nicht getan hat. Wenn ein Pastor die konservative Politik unterstützt, so wird es heißen, dann ist er seiner Behörde angenehm; wenn ein Pastor gelegentlich nicht gegen sozialdemokratische Politik eintritt, dann wird er gemaßregelt; also fort mit einer Kirche, die Politik und Religion verquickt, fort mit einer Kirche, die uns, die Arbeiter, nicht versteht.

Der Arbeiter vermißt Gemeinsamkeit des kirchlichen Lebens mit seinem Leben. Ihre Diener, die Theologen, sind dem wirklichen Leben, sind dem Leben des Arbeiters entfremdet. Der Pastorenstand ergänzt sich vielfach aus sich selbst. Pastorensöhne werden wiederum Pastoren und heiraten Pastorentöchter. Das hat unleugbar große Vorzüge, birgt in sich jedoch auch die große Gefahr, daß der Prediger dem Leben seines Volkes entfremdet wird, daß er in einer gewissen Verkapselung sitzt. Die Gefahr kann überwunden werden, wo sie erkannt wird. Wird diese Weltfremdheit wirklich oft als Mangel empfunden? Tatsache ist, daß in Pastorenkreisen Urteile über Literatur und Kunst, über Zeiterscheinungen, über die Politik, über die Arbeiterbewegung, über Bildungsfragen gehört werden, die in anderen Kreisen unerhört wären. Wird ein weltfremder Pastor in eine Arbeitergemeinde gestellt, dann merkt er vielleicht, weil er in der sicheren Burg seiner Theologie sitzt, deren Probleme ihm das Allerwichtigste auf Erden scheinen, die aber seinen Gemeindegliedern höchst gleichgültig sind, nicht, wie fremd ihm seine Gemeinde gegenübersteht, aber seine Gemeinde weiß mit ihm und seinen Predigten nichts anzufangen, weil in ihnen gar nie die Rede ist vom grauen Alltag, weil in ihnen kein Verständnis gespürt wird für die den Arbeiter bewegenden, treibenden Gedanken. Ob die Gemeinde allein schuldig ist, daß sie kirchenfremd ist?

Der Arbeiter hat auch kein Verständnis für die rabies theologorum und für das Dogmengezänk in der Kirche. Es ist ihm gleichgiltig, ob Christus Gottes Sohn genannt wird, weil er von Ewigkeit geboren ist, oder weil er in Gemeinschaft mit seinem Vater lebte, ob Christus leiblich oder geistig auferstanden sei. Ihn bewegen die Fragen, ob es überhaupt einen Gott und ein ewiges persönliches Leben gibt. Ihn interessiert es, daß Gerechtigkeit auf Erden herrsche. Er hat ganz gewiß dafür ein Verständnis, daß um große Fragen, Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und der Meinungsäußerung, Selbständigkeit der Gemeinden, Unabhängigkeit gegenüber dem Staat und um das Gegenteil in der Kirche heiß gerungen wird. Er müßte ein Verständnis dafür haben, weil er einem kämpfenden Stand angehört. Er versteht — Gott sei Dank! — nicht, daß sachliche Gegensätze auf kirchlichem Gebiet in persönlicher Weise ausgekämpft werden. Mag noch so stark in seiner Presse persönlich gestritten werden, in der Kirche soll gestritten werden, als stritte man nicht. Ob er nicht fühlt, daß Sachlichkeit Beweis höherer geistiger Bildung ist? Und was ist hier gerade in Berlin gesündigt worden und wird gesündigt? Soll der Arbeiter wirklich Liebe haben zu einer Kirche, in der Haß und Gehässigkeit weit verbreitet sind?

Soll er Liebe haben zu einer Kirche, die ihn noch immer nicht in einer der Zahl der Arbeiter entsprechenden Weise

zur Mitarbeit an den Aufgaben der Kirche heranzuziehen versteht? Er ist noch viel zu selten beteiligt an der passiven Wahl für Gemeindevertretung, Gemeindekirchenrat, Kreissynode. Verzichtet die Kirche auf seine Mitarbeit, so mag sie sich nicht wundern, daß der Arbeiter sich von ihr wendet.

Hat die Kirche versäumt, den Arbeiter ins Leben der Kirche hineinzuziehen, so hat sie, wenigstens in Berlin, auch versäumt, rechtzeitig für die Bildung kleiner evangelischer Gemeinden zu sorgen. Die Gemeinden sind so groß gewesen, daß die Pastoren nur noch Prediger und Vollzieher von Amtshandlungen wurden, daß sie um die sittlich-religiösen Zustände in den Gemeinden sich nicht zu kümmern vermochten, geschweige, daß sie an die Organisation der Gemeinden im Sinne der K. G. und S. O. und des Sulzeschen Gemeindeideals gehen konnten. Aus jener Zeit stammt der Wahn des „Publikums", daß der Prediger ein Beamter sei, der Bestellungen auf Taufen, Trauungen, Beerdigungen entgegenzunehmen hat. (Liebesgaben.) Aus jener Zeit stammt die Nichtachtung des geistlichen Standes in Berlin und die immer noch nicht überwundene Passivität der Gemeinden bei kirchlichen Wahlen, mehr noch bei der Gemeindearbeit. Man hat den Schaden gebessert in falscher Weise. Die Gemeinden sind zerschlagen, Kirchen gebaut, Pastoren angestellt. Es ist alles geordnet, ohne daß die Selbsttätigkeit des Kirchenvolkes in Anspruch genommen wurde. Die Kirchengebäude sind für das Empfinden des Volkes zu kostspielig, zu groß, zu katholisch gebaut und stehen — leer, bei positiven wie liberalen Geistlichen; denn es fehlen die lebendigen Gemeinden.

Es fehlt auch kirchliches Selbstbewußtsein. Ist schon oft geklagt worden über die Ohnmacht unserer Synoden, daß ihre Stimme oft verhallt, ja, daß sie oft schweigen, wo sie reden, und reden, wo sie schweigen sollten, auch innerhalb der Gemeinden steht es so, daß die evangelische Kirche dem Arbeiter nicht imponiert. Sie ist allzu ängstlich über jede Absplitterung (Sekten), sie sucht durch schwächliches Entgegenkommen zu halten, was sich doch nicht halten läßt. Die Kirche soll in ihren Organen das Selbstbewußtsein haben, daß sie köstliches Gut zu geben hat, das Evangelium, und daß sie um dieses Gutes willen wert ist.

5.

Nach persönlicher Erfahrung und Stimmung können die Schuldgründe bei der Kirche vermehrt, vertieft oder auch abgeschliffen werden: welche Mittel sind vorhanden, die Entfremdung der Arbeiter von der Kirche und dem Evangelium zu beseitigen?

Als radikales Heilmittel wird die Trennung der Kirche vom Staat vorgeschlagen, daß also die Kirche sich selbst erhalte, sich selbst regiere, sich selbst verwalte. Ich bekenne, daß mir die Freikirche theoretisches Ideal ist, ich wage aber kaum, einer Trennung der Kirche vom Staat das Wort zu reden. Die Schwierigkeiten sind groß. Erstens: Die Trennung der Kirche vom Staat müßte vom Landesherrn ausgehen, er müßte auf sein landesherrliches Summepiskopat verzichten, danach und dadurch würden die königlichen kirchlichen Behörden und Zwischenbeamten erledigt, und die Kirche würde ihre Behörden aus sich gestalten und besetzen können. Ich sehe nicht, daß bei den Landesherren die Neigung besteht, auf ihr Summepiskopat zu verzichten, doch nicht unmöglich scheint, daß der Gang der Entwicklung sie belehrt, daß der Verzicht im Interesse ihrer Regierung liege. Die freikirchlichen Strömungen in der Landeskirche sind stark. Zweitens: Die Kirche ist in der Form der Landeskirche Volkskirche. Bei der Trennung der Kirche vom Staat würde die Volkskirche aufhören zu sein. Ist es wünschenswert, daß die „Volkskirche" aufhöre? Drittens: Die Freikirche würde, wenn sich die jetzige kirchliche Mittelpartei, die „Freunde der Christlichen Welt", der „Protestantenverein" entschlössen, in ihr zu bleiben und nicht sogleich eigene Wege gingen, zunächst die gegenwärtige kompakte orthodoxe Mehrheit umfassen und unduldsam werden, von Interessen des Staates nicht mehr gezügelt. Alles Nicht-orthodoxe, Nicht-bekenntnismäßige würde hinausgedrängt werden und müßte den Versuch einer freien und weiten Kirche unternehmen. Haben dazu die Moderngerichteten aller Schattierungen Kraft genug? Würde es nicht dahin kommen, daß das Evangelium nur noch im orthodoxen Gewande wandelte? Die Freikirche hätte für Millionen keine Anziehungskraft. Viertens: Nach Etablierung der Freikirche müßten vermehrte Kirchensteuern erhoben werden; denn der Staatszuschuß fiele weg, für Religionsunterricht müßten große Mittel aufgebracht werden. Ist der religiöse Sinn in unserem Volk noch so lebendig, daß die Steuern gezahlt werden? — Immerhin, — der Gedanke einer Freikirche ist so anziehend, daß er schwerlich je aus der Diskussion verschwinden wird.

Väter und Söhne.

II.

Nach solchen Stellen wird man vermuten müssen, daß Jesus bei den Seinen das gehoffte Verständnis nicht gefunden hat, sondern sich wenigstens innerlich und zeitweilig ganz von ihnen lossagen mußte. Was er von seiner Vaterstadt gesagt, wird auch auf sein Vaterhaus, wenigstens lange Zeit, zugetroffen haben: „Ein Prophet gilt nichts daheim." Daraus wird das Wort Jesu Matth. 10 und Lukas 14, 26 zu verstehen sein. Zwar das ist wohl sicher, daß die scharfe Form der Worte bei Lukas vom Hassen der eigenen Verwandten nur ein gelegentlich und impulsiv, unter besonders trüben Eindrücken und vielleicht mit bezug auf einen besonders bösartigen Konfliktfall hingeworfenes Wort ist, so daß der Ausdruck „hassen" nicht im vollen Sinne verstanden werden darf. Aber auch die Form bei Matthäus klingt noch immer ungeheuer scharf. Wie kommt Jesus zu solcher allgemein gehaltenen Forderung? Nur von dem Gatten hat er sonst gesagt, ein Wort des Alten Testamentes widerholend, daß ein Mensch Vater und Mutter verlassen werde, um ganz seinem Weibe zu gehören. Aber er hatte doch auch verheiratete Jünger wie den Petrus, und dieser hat weder seine Schwiegermutter noch sein Weib um Jesu willen verlassen, sondern letzteres auf seinen Reisen mit sich geführt. Darum kann dies Wort nicht eine allgemein gültige Regel für die Freundschaft oder Jüngerschaft Jesu sein. Gewiß, oft oder sogar meist stehen sich Freunde viel näher als Brüder; Freunde und Freundinnen verstehen sich meist auch viel besser als Väter und Söhne, als Mütter und Töchter. Aber Jesu Jüngerschaft war nicht etwa nur Freundschaft auf Grund echt menschlicher Sympathie in gegenseitiger Selbsthingabe und persönlicher Treue. Seine Jüngerschaft stand doch durchaus im Dienste einer großen Sache, war nicht in erster Linie durch persönliche Bedürfnisse und Neigungen, sondern durch eine religiös-sittliche Idee entstanden und zusammengehalten: sie war Lebens- und Glaubensgemeinschaft zur Vorbereitung und Ausbreitung des nah geglaubten Gottesreiches. Wenn wir das bedenken, haben wir die rechte Deutung der scharfen Forderung Jesu, eine Deutung, die auch für unsere Zeit großen Wert hat.

Wir müssen diesen Ausspruch wie die ganze Rede Matth. 10 verstehen aus dem Gegensatz gegen die Juden und Heiden, gegen eine noch zurückhaltend ablehnend oder gar feindlich der neuen Gottesreichsbewegung gegenüberstehende Menschheit. In ihr wird es den Jüngern Jesu nicht an Reiberei, Enttäuschung, Entfremdung und Widerstand, selbst seitens der nächsten Verwandten fehlen; da muß sich zeigen, ob die Treue gegen Jesus und seine Botschaft, ob die Liebe zu der in Jesus verkörperten religiösen Wahrheit, die die Jünger erlebt haben und nun verbreiten wollen, stärker ist als alle noch so zarten und darum schier unlöslich erscheinenden, inneren Familienbande. Und die Geschichte der Christentumsverfolgungen und aller Glaubensstreitigkeiten enthält ja vielfache Beweise für die Erfüllung des Wortes Jesu: „Es wird aber ein Bruder den anderen zum Tode

überantworten, und der Vater den Sohn, und die Kinder werden sich empören wider ihre Eltern und ihnen zum Tode helfen, und müsset gehasset werden von jedermann um meines Namen willen."

Wie es so oft im religiösen Leben gewesen ist, so ist es auch heute noch oft: Väter und Söhne, die vielleicht beide fromm, vielleicht sogar beide kirchlich waren oder gern sein wollten, haben sich nicht verstanden; die Väter haben oft gemeint, ihre Autorität einsetzen, womöglich Zwang anwenden zu müssen, um die Söhne in ihre Bahn, zu ihrer Welt- und Lebensanschauung zu bringen. Als der später heilig gesprochene Franz von Assisi, der Gründer des Franziskaner Bettelordens, mit seinem weltlichen Leben brach und ganz der Armut und den Armen sein Leben hingab, hat ihm sein Vater bis zum äußersten widerstanden und vergeblich Zwang anzuwenden versucht. Jeder Zwang erreicht aber nur kurze oder Scheinerfolge und schließlich meist das Gegenteil des Gewollten. Dadurch daß Franz von Assisi sich selbst treu blieb, blieb er auch Jesu, der in ihm dargestellten Wahrhaftigkeit und Frömmigkeit, treu und bewies so, daß er ihn mehr als seinen Vater liebte. Luthers Vater war mit dem Eintritt seines Martin ins Augustinerkloster durchaus nicht einverstanden, und wir können den Unmut des in seinem Ehrgeiz enttäuschten Vaters verstehen, der sich mit vieler Arbeit und Entsagung emporgearbeitet hatte und gern aus seinem Sohne einen angesehenen Rechtsgelehrten gemacht hätte. Wie hat er dem Sohne gegrollt und ihm das Leben sauer gemacht, auch es an Spott nicht fehlen lassen! Er ahnte nicht, daß der Sohn gerade auch mit diesem Schritte sich selber und damit auch seinem Gott und Herrn Christus treu blieb und nur so auch dem Vater größte Ehre einbringen konnte und sollte! Andererseits ist es für Luther bezeichnend, mit wie edlem Schmerze er unter dem gespannten Verhältnis zu seinem Vater litt — keinem ernsten Menschen wird es leicht, bis zur inneren Lostrennung von den Eltern, die doch ein Stück unser selbst sind, um der Wahrheit willen sich selbst zu verleugnen. — Als Luther 1518 nach Augsburg zum Verhör vor den päpstlichen Legaten Cajetan mußte, eine Reise, die für ihn viel bedeutungsvoller, aber auch gefährlicher war als die spätere, berühmter gewordene nach Worms, — da dachte er weniger der vielen großen Gefahren, die ihm allenthalben geschildert wurden, sondern sprach oft vor sich: „Welch' eine Schande werde ich meinen lieben Eltern sein!" Sie werden damals auch wirklich als eine große Schande angesehen haben, was für Luther in Wirklichkeit eine der größten und ehrenvollsten Taten war. — Als Schiller, dem Drange seines Herzens und Gewissens folgend, seine ärztliche Stellung aufgab, das Gebot und Gebiet seines Landesherrn überschritt, wird sein wackerer Vater auch an ihm irre geworden sein und ihm gezürnt haben; und doch hat der Dichter dabei religiöser und wahrhaftiger gehandelt, als wenn er buchstäblich nach dem Worte gehandelt hätte: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren."

Auch in der Gegenwart bleiben solche Gegensätze zwischen den nächsten Verwandten nicht aus, Gegensätze, in denen sich zeigen muß, ob die Kraft Christi, die Kraft seines Kreuzes in uns wohnt. Der Vater ist Welfe, der Sohn ist preußenfreundlich; der Vater ist konservativ, der Sohn hat soziales Verständnis; der alte Prediger möchte gern den Sohn, der ein Anhänger der modernen Theologie ist, dem alten Glauben erhalten und wiedergewinnen. Und wie viel ernste Gewissens- und Gemütskämpfe mag es in manchen Mischehen geben, wo zu der inneren Not sich oft noch irgend welcher äußerer Druck gesellt. Da gilt es, auf alles Äußere zu verzichten und alles an Leid und Weh auf sich zu nehmen, um sich selbst treu zu bleiben. Ja auf den verschiedensten Gebieten zeigt sich heute eine gewisse Entfremdung zwischen Alt und Jung und ein Sich-nicht-verstehen-können. Das Sprichwort: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen" ist nur sehr beschränkt wahr. Im Kampf um unsichtbare Güter und innere Stellungnahme müssen sich oft die Wege trennen; da wird mancher Vater erregt und betrübt seinem Sohne gestehen, daß er sich in ihm getäuscht habe. Nicht etwa, weil der Sohn unehrenhaft, pietätlos oder lieblos gehandelt habe; durchaus nicht; aber weil der Sohn nicht so denkt, in religiösen und wichtigsten Ansichten von denen des Vaters, die dieser sich doch auch erst mehr oder weniger erkämpft hat, abweicht. Fast jeder Vater hofft sich selbst irgendwie in seinem Sohne wiederzufinden; aber wenn er sich nicht mehr in die veränderten Grundlagen aller Urteils-, aller Geistes- und Charakterbildung finden kann, wird er leicht ungerecht, und statt mit sachlichen Gründen den Sohn vor Übereilungen und zu schneller und einseitiger Urteilsbildung zu schützen, macht er ihm Vorwürfe, wo der Sohn wegen seiner Selbstständigkeit und Wahrhaftigkeit eher Lob verdient hätte, und vergrößert so den inneren Abstand, bei dem doch beide noch von einander hätten lernen können, unnötig und immer mehr. Auch sonst mag sich ein Vater in manches, etwa in die Arbeitsweise oder die Laufbahn des Sohnes nicht finden können. Der gute Vater erzog seinen Sohn gerade zu einem selbständigen Menschen; nun erschrickt er, da der Sohn selbstständig urteilt und handelt, freilich anders wie der Vater. Dieser hat einst seinem eigenen Vater gegenüber vielleicht in manchen Stücken, die dem Sohn mehr wesentlich erscheinen, erscheinen können wie dem Vater, auch eine entgegengesetzte Stellung vertreten; jetzt erlebt er dasselbe, nur fühlbarer am eigenen Sohn wieder, was der Großvater einst vom Vater erfuhr. Ähnliche Konflikte liegen natürlich, besonders heute bei dem akuten Selbständigkeitsdrange der Frauen, zwischen Müttern und Töchtern vor, wenn letztere anders denken, handeln, arbeiten, auftreten wollen als vor 30 bis 40 Jahren. Wenn die Eltern da doch stets das Wort Jesu bedächten; sie würden sich ihrer Kinder, auch wo sie theoretisch irren, freuen und Voreiligkeiten und Übermaß leichter verhüten können. Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, bleibt ja die Grundlage wie aller Charakter-, so auch aller sittlichen und religiösen Bildung. Eltern, die sich das gewärtig halten, werden milde urteilen. Freilich ist die Frage nicht zu unterdrücken, ob heute vielerorts nicht eine zu große Milde in der Erziehung waltet. Das Wort vom „Sich-Ausleben" eignen sich nicht nur schon Tertianer an, die nur dann arbeiten oder ihre Musikstücke üben wollen, wenn sie „Trieb" dazu in sich fühlen, sondern auch viele Eltern glauben mit bezug auf dieses phrasenhafte, unklare Ideal ihren Kindern stets durch die Finger sehen zu müssen, so daß Ehrerbietung, pünktliches Gehorchen aufs Wort selten sind, und Eltern es fast für eine Verirrung halten, auch einmal eine Ungezogenheit mit körperlicher Züchtigung auszutreiben. Sie schonen sich selbst. Weil es den Eltern weh tut, ihren Kindern wehe zu tun, darum scheuen sie jedes oft so notwendige Wehetun, und das Resultat sind etwa Menschen, wie Naumann einmal schreibt: „Fräulein Friederike hätte ein ganz tüchtiger Mensch werden können, wenn sie von ihrer Mutter weniger geliebt worden wäre." Eine zu weiche Erziehung bildet Lebemänner und launische Töchter aus, aber keine Persönlichkeiten, die im Notfall in heiligem Trotz ihr sittliches Ideal festhalten auch im Gegensatz zu den Eltern. Wo vor den Kindern, wie in so vielen gebildeten Familien, alles besprochen und — wenn vielleicht auch scherzweise — das Heilige und Ehrwürdige bespöttelt und bewitzelt wird, da werden nicht artige, höchstens eigenartige Kinder erzogen. Wenn ein Quintaner seinen Eltern gegenüber prahlt: „Ich bin eben ein ‚moderner' Junge", wenn er nachher mit Taten renommiert, für die ihn die Eltern eben erst ernst gescholten haben, dann ist es ein Zeichen, daß Tadel, Worte nicht ausreichen, daß Eltern sich selbst um ihre Autorität reden können, wenn nicht Konsequenz bis zu zeitweiliger Härte in der Erziehung herrscht. Jedenfalls innerlich selbständige Kinder, die die Eltern durch Selbständigkeit und Charakterfestigkeit ehren und Opfer für ihre sittlich-religiöse Selbstbehauptung bringen können, werden so nicht erzogen.

Umgekehrt sollen die Jungen, wo sie die schmerzliche Erfahrung des inneren Abstandes, eines inneren Unverstandenseins oder gar Verkanntseins seitens der Eltern machen,

sich vor aller Frivolität oder Überhebung hüten. Wir hören von Jesus auch Worte wie Matth. 15, V. 4: „Gott hat geboten: du sollst Vater und Mutter ehren; wer aber Vater und Mutter fluchet, der soll des Todes sterben." Der Schluß klingt für moderne Empfindsamkeit freilich recht hart; „aber richtig ist es doch, daß Menschen, die ihre eigene Vergangenheit, ihren Untergrund, ihre Heimat, ihre Eltern von sich stoßen, zunächst innerlich tot sind. Sie verschütten sich selbst den Brunnen reinster und bester Gefühle und machen sich innerlich haltlos." (Naumann.) Weil man den Eltern so viel verdankt, weil Söhne auch bei abweichendem Standpunkt doch viel mehr vom geistigen Erbe des Vaters in sich tragen und ihm innerlich viel verwandter sind, als es den Anschein hat, darum müssen sich Söhne bei allem ehrlichen Auftreten und Vertreten ihrer Anschauungen doch vor allem unnötigen Hervorkehren eigener Gedanken hüten und nie von sich aus das heilige, ehrenwerte, haltgebende Band zerreißen, das sie mit ihrer Vorwelt verbindet. Naumann schreibt so treffend: „Wir alle sind das irdische Weiterleben unserer Eltern. Sie und wir sind von oben betrachtet eine Linie, ein Gewächs. Unsere Väter und Mütter sitzen in unseren Seelen. Selbst wenn du willst, kannst du sie nicht aus dir heraussetzen. Sie denken in dir weiter, lieben und zürnen, arbeiten und schaffen in dir, auch dann, wenn sie schon im Grabe ruhen. Deine geistige Art ist ihr Erbe, dein Körper ist von ihnen; je älter du wirst, desto mehr tauchen dein Vater und deine Mutter in dir auf, in ihrer Stärke und in ihrer Schwäche. Die Jugend versteht dieses Verhältnis noch nicht, weil sie ihre Eltern nicht jung gekannt hat. Aber die Jugend soll es glauben: es kommt die Zeit, wo sie dessen gewahr wird: mein Vater und meine Mutter, das bin ich! Dann wird es dir leid tun, deinen Vater und deine Mutter nicht früher verstanden zu haben. Er hatte seine Eigentümlichkeiten, aber siehe, du hast sie auch! Du warst ihm gram um etwas, was du, ohne es zu wissen, in dir selber trägst." (Naumann, „Gotteshilfe" S. 579). Derselbe mahnt: „Nichts ist für dich als Kind unpassender, als wenn du deine Eltern nach zufälligen, einzelnen Augenblicken beurteilst. Du mußt sie als Ganzes nehmen, in aller ihrer Elternmühe, so gut du den Wunsch hast, von ihnen nicht nach den Stunden beurteilt zu werden, wo du die Zügel deines eigenen Wagens aus der Hand verlorst." Seien wir ehrlich und wahr, aber in Liebe und Dankbarkeit; und bisweilen dürfte einem Sohne stillschweigendes Hinnehmen auch einer verkehrten Beurteilung mehr Ehre machen als Widerspruch. Wie die Eltern viel Geduld mit den Kindern und ihren Unarten einst haben mußten, so sollen die Jungen auch die Eltern ehren „mit Geduld".

Sich selber, dem eigenen Gewissen und Erkennen treu bleiben, für die eigene Seele und ihre Reinerhaltung Opfer bringen, das heißt Christum lieben. Das aber wird für alle, für Alt und Jung, auch ein Stück Kreuztragen sein, so ihn mehr zu lieben selbst als Vater und Mutter, Sohn und Tochter. Vor aller Ungeduld, falschem Eifer und entfremdender Erbitterung bewahre uns das Wort: „Sei stille dem Herrn und warte auf ihn"; so wird allmählich auch das scheinbar Verlorene und Entfremdete sich in Gott wiederfinden. F.

Francesco und Brigida.

Eine italienische Erzählung von Joseph Hocking.
Autorisierte Übersetzung von Otto Rühlemann.

II.

Ich wollte, ich könnte diese Zärtlichkeit der Sprache übersetzen, jene kleinen zärtlichen Idiome, wie sie der italienischen Sprache so besonders eigen sind, aber es ist kaum möglich. Dennoch will ich versuchen, ihre Geschichte wieder zu erzählen, wie ich sie in jenem kleinen Häuschen gehört habe, dicht bei den Abhängen der toskanischen Hügel, zwischen welchen sich der Gebirgsfluß hindurchschlängelte hin zu den blauen Wassern des Arno.

„Francesco und ich sind in demselben Dorf geboren", sagte sie. „Er war um drei Jahre älter als ich und oft genug hatte er für mich fechten müssen. Er war aber auch sehr eifersüchtig, und wenn ein anderer mit mir zu sprechen wagte, wurden seine Augen beinahe rot. Und das gefiel mir, denn was soll ich Ihnen sagen? War er nicht mein König? Es gab für mich niemand als Francesco. Das war ungefähr 1855 oder so. Sein Vater und seine Mutter sahen es nicht gern, daß er ein Auge auf mich geworfen. Seine Familie sei besser als die meinige, sagten sie (obgleich es nicht wahr war), und deshalb sollte er Habitu Yaggio oder Lucia Alessio heiraten, aber was wollen Sie? Er hatte mir in die Augen geblickt und ich in die seinen. Also, — doch hören Sie. Sein Vater gab ihm einige tausend Lire, er sollte eine Reise machen und sich die Welt ansehen. Er schickte ihn nach Rom, Neapel und das sind alles schlechte Städte.

Ja, und übrigens, glaube ich, daß er durch seines Vaters Schuld in Versuchungen geriet", — hier blitzten ihre Augen zornig auf. — „Denn er fiel unter die Diebe und er tat etwas, was ihn fürchten machte, wieder nach Hause zurückzukehren. Er spielte, — alle Romanen und Neapolitaner spielen, — und dann focht er mit einem Mann, den er beinahe getötet hätte. Ah, Francesco war ein Mann, stark wie ein Maultier und flink auf den Beinen wie ein Volpe. Aber er kannte seinen Vater und er fürchtete sich, nach Hause zu kommen."

„Und dann?" fragte ich, denn hier schwieg sie.

„Ah, dann, — ja, ich hätte es beinahe vergessen. Er ging in ein Franziskanerkloster. Zuerst als Novize und dann tat er das Gelübde. Er schrieb seinem Vater, daß er ihn niemals wiedersehen würde, meinetwegen! Ja! Iddio e bene."

„Schrieb er Ihnen?" fragte ich.

„Nun, was glauben Sie wohl? Hatte er mir nicht in die Augen gesehen? Er sagte: Brigida, ich liebe dich carissima, aber die Liebe ist nicht für mich. Ich bin nicht für die Liebe geschaffen. Ich muß meine Liebe sterben lassen, so wie ich für die Welt sterbe. Ich muß meine Sünden durch meine Tränen im Kloster fortwaschen."

„Und er ging wirklich ins Kloster?"

„Ja, und der Prior sagte ihm, er müsse seine Liebe zu mir töten und Francesco versprach es. O ja, er versprach es! Ha, ha!" und sie lachte belustigt.

„Und Sie, Signora, was taten Sie?"

„Ich, nun was sollte ich tun? Ich hatte in Francescos Augen geblickt, und als er ins Kloster ging, sagte ich mir, die Welt ist nicht mehr für dich. Francesco sagt, er will sterben, dann will ich es auch."

„Und dann?"

„Was sollte ich tun? Auch ich ging in ein Kloster und sagte zu der Äbtissin: Nimm mich auf, heilige Mutter, per carita!"

„Und sie tat es?"

„O, sie machte einige Einwendungen. Sie sagte, ich müßte doch einen Beruf haben. Sie fragte, ob ich der Welt und ihren Eitelkeiten entsagt hätte und ich sagte ‚Ja', denn was wollen Sie? Mein Herz war gebrochen und blutete. Francesco war in ein Kloster gegangen, er hatte die Welt verlassen und es gab für mich nichts anderes, als auch für die Welt zu sterben."

„Nun — und?"

„Ich wurde aufgenommen, und als ich mich innerhalb der dunklen Steinmauern befand, versuchte ich zu vergessen. Ich sagte: ‚Ich bin die Braut unseres Herrn und darf an keine andere Liebe denken.' Aber ach, tra la la. Sehen Sie, ich konnte meinen Francesco nicht vergessen und so kam es, daß ich mitten im Gebet an ihn dachte, wie es ihm wohl gehen könnte, und ob er mich wirklich vergessen hätte."

„Und Sie hofften, daß er das tun würde?“ fragte Bennett.

„Das war es ja eben, ich wollte meinem Gelübde treu sein. Ja, und manchmal nach vielen Gebeten und nach vielen Bußübungen glaubte ich, daß es mir gelungen war. Ich konnte an ihn denken, wie an unsern alten Beichtvater.“

„Und waren Sie glücklich?“

„Nein, das kann ich nicht behaupten; aber ich lernte vergessen. Ich sagte mir, hier bist du für dein ganzes Leben und nun will ich nur an Francesco denken, wie an jemanden, dem ich in die Augen gesehen hatte und den ich nie wiedersehen werde. Außerdem fand die fromme Mutter nach einer Weile, daß ich sehr gut zu gebrauchen war. Meine Mutter hatte mich eine besondere Art von Kuchen backen gelehrt und auch andere wohlschmeckende Sachen. Ich glaube wirklich, daß ich sonst nicht die Erlaubnis bekommen hätte, das ernste Gelübde abzulegen, denn die fromme Mutter sagte mir, daß ich Geschmack und Gemüt besäße und mich eigentlich nicht für eine Heilige eigne. Auch schaute ich angeblich zu oft in den specchio (Spiegel) und das paßte sich nicht für mich, die ich die Braut Jesu Christi sein sollte. Also eines Tages sagte sie zu mir: ‚Du bist nicht für diesen Beruf geschaffen, Brigida, wenn deine Probezeit vorüber ist, mußt du wieder nach Hause gehen.‘ Ich wollte aber nicht nach Hause gehen. Denn, sehen Sie, wenn ich wieder zu meinem Vater gegangen wäre, hätte man mich hin und her ausgefragt und dann wäre es herausgekommen, daß ich nicht gut genug war, um das heilige Leben zu führen, und meine alten Bekannten hätten mich verspottet.

Dann dachte ich darüber nach, wie ich es anstellen könnte, daß die heilige Mutter mich behielt. Ich machte einige Kuchen für sie. Als sie davon gegessen hatte und fragte, von wem sie gemacht waren, — nun, sehen Sie, da blieb ich.“

„Na, und Sie dachten nicht mehr an Francesco?“ fragte ich.

„Ja“, erwiderte die Dame ernst. Ich vergaß ihn. Jahre vergingen, aber endlich vergaß ich ihn. Sehen Sie, so ließ ich mein Herz verkümmern. Sogar die heilige Mutter, die Francesco kannte und die um meine Geschichte wußte, war zufrieden. Sie sagte zu mir: ‚Brigida, die himmlische Gnade hat gesiegt, du hast deine weltliche Liebe getötet!‘ Darnach gab es wohl niemand, der die Gelübde treuer hielt als ich, der die Gesetze genauer befolgte wie ich. So vergingen Jahre — ich weiß nicht wie viele. Ich wurde eine gute Schwester und ich machte noch immer die Kuchen und die anderen wohlschmeckenden Sachen. Und wenn Gäste ins Kloster kamen, dann sagten sie: Diese Sachen sind für den heiligen Joseph selbst gut genug und die gesegnete Madonna hätte sie nicht besser machen können.‘

‚Na, also eines Nachts, es war während der Kriegsjahre, als alles in Italien drunter und drüber ging, viele der religiösen Häuser zerstört, die Mönche und Nonnen in die Straßen und Felder gejagt wurden, überkam mich ein eigenartiges Gefühl, ich wußte selbst nicht wie mir war. Als ich wieder meine wohlschmeckenden Sachen zurecht machte, war es mir, als wenn irgend ein ganz besonderer Besuch kommen müsse, um sie zu essen, doch wußte ich nicht wer. Es war ein trüber, regnerischer Abend und der Wind tobte und pfiff um den Turm unserer Kapelle, als ob er die große Uhr herunterblasen wollte. Als die Schlafzeit kam, verspürte ich noch keine Müdigkeit. Durch den Krieg war die Äbtissin weniger vorsichtig geworden und sie gestattete uns viele Freiheiten. Ich ging also nicht gleich schlafen. Ich saß und schaute zum Fenster hinaus, um das Blitzen zu beobachten und lauschte auf das Heulen des Windes. Mit einem Male hörte ich die Glocke schellen und mein Herz ging tick-tack, tick-tack, gerade wie die Mühle von Marco Rodio. Da fühlte ich mich munterer wie jemals zuvor. O, ich zählte am Rosenkranz und sandte Gebete zu meinem heiligen Schutzpatron, aber ich konnte nicht einschlafen und plötzlich — ein krampfartiges Zucken verspürte ich in meinem Herzen. Ich hörte meinen Namen rufen ‚Brigida, Brigida!‘

Es war die Stimme der Äbtissin, aber sie klang sehr freundlich. „Brigida“, sagte sie, „hast du deine Liebe zu Francesco vollkommen vergessen?“

„Ja“, erwiderte ich, „er ist jetzt nicht mehr für mich da. Letzte Lichtmesse waren es drei Jahre her, daß er für mich tot ist.“

„Du bist dessen sicher?“

„Certo,“ antwortete ich.

„Dann folge mir“, sprach sie.

Das tat ich. Mein Herz klopfte zum Zerspringen und mein Kopf war mir wie benommen, denn ich hatte ein ganz eigenartiges Gefühl.

Als ich in das Zimmer der frommen Mutter trat, war es mir, als wenn ich zu Boden geschlagen wurde, denn dort stand ein Mann, dessen Gesicht ich nicht sehen konnte. Er war als Franziskaner Mönch gekleidet und sein Antlitz war mir teilweise abgewendet.

„Dieser fromme Bruder hat von deinem Kuchen gegessen, Brigida“, sagte sie „und darauf hat er die Schwester zu sehen gewünscht, die ihn gebacken hat.“

Ich sprach nichts. Warum auch? Gewiß war ich erfreut, daß ihm mein Kuchen geschmeckt hatte, aber ich sah nicht ein, warum ich deswegen aus meiner Zelle gerufen wurde, da er noch dazu seine Augen von mir abgewandt hatte, wie einer, der sich fürchtete, mich anzublicken.

In diesem Augenblick wurde an die Tür geklopft und ich hörte Schwester Agnes angsterfüllt sagen: „Um die Liebe unseres Herrn, fromme Mutter, kommt schnell, Schwester Dorothea ist krank geworden!“ Nun war Schwester Dorothea die Nichte der frommen Mutter und ohne weiter an mich zu denken, lief sie davon wie eine Sventato. Kaum war sie fort, als sich der Mönch zu mir umwandte.

„Brigida“, sagte er.

Der Boden unter meinen Füßen wankte, sage ich Ihnen, und mein Herz stand still in meinem Busen.

„Kennst du mich nicht mehr, Brigida?“ fragte er.

„Nein, non mi ricorda“, erwiderte ich und doch glaubte ich die Engel singen zu hören.

„Was, du kennst Francesco nicht?“ sagte er zu mir.

„Nein, sage ich, alles ist für mich vergessen!“ Ich konnte es nicht glauben, daß jener Mensch in der Kutte Francesco war, und wie eine Wahnsinnige rief ich aus: „Laß mich in deine Augen sehen.“

Die Lampe schien ihm ins Gesicht und unsere Augen trafen sich. Da wußte ich, daß es Francesco war. Sie hätten mich mit einem Strohhalm niederschlagen können. Ich fühlte meine Knie zittern, während mein Herz zu schlagen aufhörte. Ach, aber die Engel sangen und sangen! Ach, so süß.

„Brigida?“ sagte er. „Ich muß dich irgendwo treffen, wo wir uns länger sprechen können. Die fromme Mutter wird in einer Minute zurückkommen, also hier geht es nicht. Aber bald — diese Nacht noch. Ich muß dich einmal sprechen.“

Er hielt mir nicht einmal die Hand hin und ich glaubte, seine Stimme schien hart.

„Das Gesetz“, sagte ich. „Es ist nicht möglich.“

„Es muß möglich sein“, und dabei ergriff er meine Hand.

„Ich höre die fromme Mutter kommen“, sagte ich, das war alles, was ich zu sagen vermochte, denn ich fühlte nicht mehr Kraft in mir, wie ein neugeborenes Kind. Als ich seine Hand fühlte und den Blick aus seinen großen Augen, war ich wie bezaubert.

„Und trafen Sie ihn in jener Nacht?“ fragte ich.

Sie lachte lustig.

„Trafen Sie sich wirklich“, forschte ich nochmals, „und wie haben Sie es fertig gebracht? Ich sollte meinen, so was ist in einem Kloster nicht gut möglich?“

„Signor ist Ausländer, sonst würden Sie das nicht sagen“, erwiderte sie. „Ah, ich will Ihnen nicht sagen, wie — aber, wir trafen uns. Zuerst sagte ich ihm wohl, es sei nicht möglich und als ich zu dem verabredeten Ort kam, sagte ich, es sei streng verboten, aber was wollen Sie? Sofort küßte er mich. Ich fand, daß mein Herz doch noch nicht tot war und die ganze Zeit hörte ich die Engel singen.“

„Er küßte Sie? Er als Mönch?“ rief ich aus.

„War er nicht mein Francesco? Er war durch die Regierung aus dem Kloster vertrieben und als er hörte, warum die Italiener — Garibaldi und alle übrigen — gegen den Papst kämpften, kamen ihm Zweifel, viele Zweifel. Außerdem hatte ihm das Leben in dem Kloster die Augen geöffnet. Und mehr noch: schon vor zwei Jahren war er Protestant geworden.“

„Aber Sie“, sagte ich, „Sie hatten doch keine Zweifel, Sie wurden doch nicht protestantisch.“

„Ah, tra la la, Signor“, antwortete sie. „Als er mich geküßt hatte und als ich wieder in seine Augen geblickt hatte, sangen die Engel noch immer und ich wußte, daß ich nicht für das Kloster geschaffen war. Und übrigens: Hat uns der große Gott geschaffen mit der Liebe zu einander für nichts und wider nichts? Ah nein!“

„Nun, und flüchteten Sie aus dem Kloster?“

„Ah nein; das war nicht nötig. Zu jener Zeit war alles wie auf den Kopf gestellt. Ein Kloster nach dem andern wurde geschlossen und die Regierung gab den Mönchen und Nonnen soviel Geld als Entschädigung. Darum bat ich die fromme Mutter um die Erlaubnis, meine Heimat besuchen zu dürfen. Als ich dort ankam, wartete Francesco auf mich.“

„Und dann?“

„Nun, er war Protestant geworden. Er sagte mir, wie er alles so niedrig gefunden hatte und er zeigte mir, daß der gute Gott keinen Gefallen bloß am Weihrauch und an den Klöstern haben könne und er bewies mir, daß so vieles, was die Priester sagten, Unsinn sei. O, und er zeigte mir auch, daß eine Frau Gott besser dienen könne, wenn sie ein gutes Weib wird und ihren Mitmenschen lehrt gut zu sein, als dadurch, daß sie sich in ein Kloster einschließen läßt. Und hatte ich ihm nicht in die Augen geblickt? Ach, die Engel sangen noch immer.“

„Und dann?“

„Nach einem Jahre waren wir verheiratet und Francesco war inzwischen protestantischer Geistlicher unter diesem Signor hier geworden. Nicht, Signor Bennet, erinnern Sie sich?“

„Ja, ob ich mich erinnere“, erwiderte Bennett. „Ich glaube nicht, daß ich einen besseren Mann und ergebeneren Diener finden werde.“

„Und hat er nicht viele für den wahren Glauben zu gewinnen gewußt?“

„Ja, viele.“

„Und waren Sie glücklich mit ihm?“

„Glücklich! Ich sage Ihnen, die Engel hörten nicht auf zu singen bis vor drei Jahren.“

„Und da?“

„Er ging zu Gott“, sagte Brigida traurig. „Ich wußte, daß er starb, denn die Engel ließen sich nicht mehr hören. Ich ließ Signor Bennett holen und in seinen Armen starb er. Seine letzten Worte waren: ‚Dem allmächtigen Gott sei Dank, daß er mir Brigida und den wahren Glauben gegeben hat.‘ Zwei oder drei Stunden, ehe ich nach Signor Bennett schickte, gab er mir diese goldene Uhr und sagte: ‚Gib sie Signor Bennett zur Erinnerung an uns.‘ Nun, und sie geht gut, nicht wahr?“ fragte sie, an meinen Freund gewendet.

„Und Sie sind nun einsam hier?“ sagte ich, ihr in die Augen sehend, die feucht geworden waren.

„Einsam. Ach nein! Sagte ich Ihnen nicht, daß ich Francesco jeden Tag sehe? Sie sehen ihn nicht, aber ich sehe ihn. Ja, ich kann ihn sehen.“

„Und Sie setzten das Werk ihres Gatten fort?“ fragte Bennett.

„Ach ja, aber es wird nicht mehr lange gehen. Sie werden mich bald an Francescos Seite legen können. Signor Bennett.“

„Warum? Sind Sie krank?“

„O, nein, ich bin ganz wohl und gesund, und noch immer kann ich die Kuchen backen, die Francesco so gern aß, aber ich weiß, ich werde bald zu ihm gehen.“

„Warum glauben Sie das?“

„Warum? Signor, warum? Weil die Engel wieder zu singen anfangen. Horch! Jetzt kann ich sie wieder hören!“

Nicht ein Wort war mehr aus Brigida heraus zu bekommen, und wir machten uns daher auf zum Rückweg nach Florenz.

Vom Büchertisch.

Die Zukunft des Papsttums. Historisch-kritische Studie von Baldassare Labauca, Professor der Geschichte des Urchristentums an der Universität Rom. Autorisierte Übersetzung von Maria Sell. — Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1906. 128 Seiten. 1.50 Mk.

Mit wachsendem Interesse habe ich die Broschüre Labaucas gelesen, in der dieser „unabhängige, der Religion nicht abgeneigte Historiker“ seine Gedanken über die Zukunft des königlichen, des politischen und des religiösen Papsttums entwickelt. Daß ein Katholik das königliche Papsttum, d. i. den Kirchenstaat, in dem der Papst als König herrschte, für unwiederbringlich versunken hält, ist nichts ganz Ungewöhnliches. Fesselnder schon ist das zweite Kapitel über das politische Papsttum, in dem Labauca mit voller Konsequenz den Verzicht auf die Einmischung des Papstes in die politischen Angelegenheiten der Staaten fordert. Am bedeutendsten aber ist der dritte Abschnitt über das religiöse Papsttum. Je schneller das politische Papsttum verschwindet, um so länger — meint Labauca — wird das religiöse Bestand haben. Aber das religiöse Papsttum muß noch mehr tun, als politischen Ansprüchen entsagen, es muß — und hier kommt Labauca weit über die Halbheit unserer deutschen Reformkatholiken hinaus — es muß seine Dogmen revidieren. Denn „vielmehr als die übrigen Kirchen hat die katholische dem echt-christlichen Gefühl anstößige Dogmen angehäuft, zum Zweck geräuschvoller äußerer Pracht der Gottesdienste, größerer Verherrlichung der Mutter Jesu, höheren Ansehens wundertätiger Wallfahrtsorte, größerer Fülle von Indulgenzien, kräftigerer Vermehrung der päpstlichen Gewalt. Diese ganze, auf die Schultern der Gläubigen gelegte Bürde von Dogmen ist der Zukunft des religiösen Papsttums schädlich“ (106, 107). Nun verlangt Labauca nicht das Unmögliche, daß der Papst diese Dogmen ausdrücklich abschaffen solle; er wünscht nur, daß er kein Gewicht mehr auf sie legen möge. Unter allen im Hintergrund zu haltenden Dogmen aber wäre in erster Linie das der Unfehlbarkeit zu nennen“ (127). Auf diese Weise würden, scheint Labauca zu hoffen, die lästigen Dogmen allmählich in Vergessenheit geraten.

Weigert sich aber das Papsttum mit der Zeit vorwärts zu schreiten, so hält Labauca es für nicht unwahrscheinlich, daß die Geschichte ihrerseits über das Papsttum hinwegschreitet. Für diesen Fall sieht er das Heil im religiösen Subjektivismus, sei es, daß jedes Volk sich an die ihm gemäße Form des Christentums hält, sei es, daß der religiöse Subjektivismus des Einzelnen überhaupt jede Form der Kirche zersprengt: „Dieser Subjektivismus . . . ., eine rein geistige Religion, ohne das geringste Bedürfnis nach großen oder kleinen Vermittlern, sei es Papst oder Bischof, Priester oder Diakon, scheint die Religion der Zukunft werden zu sollen“ (93). Und diese in weiter Ferne schimmernde Aussicht hat für Labauca nichts Beunruhigendes; denn die Religion kann auch ohne Kirche und Papst existieren. Hat doch Jesus eine Religion, keine Kirche gegründet. Aber bis dies Ziel erreicht wird, bleibt für das Papsttum noch geraume Zeit. „Ich an meinem Teil, als frei Gläubiger (sagt Labauca), füge hinzu, daß, da wahrscheinlich des alten Sünders Tod weder sofort noch bald erfolgen wird, ihm zu wünschen ist, daß er sich bekehre, und daß diese seine aufrichtige Bekehrung günstig auf die Sittlichkeit und Kultur der katholischen Völker wirke“ (113).

Die Übersetzerin hat Anspruch auf unsern Dank dafür, daß sie uns diese interessante Schrift in glatt lesbarem Deutsch zugänglich gemacht hat. G. Fittbogen.

Eine neue Ausgabe des **brandenburgischen Gesangbuchs** auf dünnem sogenannten japanischen Papier (Berlin, Trowitzsch & Sohn) bildet für Weihnachten ein willkommenes Festgeschenk. Das Buch ist nur einen Zentimeter stark und enthält das volle Gesangbuch nebst ungekürztem Anhang; der feine Druck ist vortrefflich lesbar, er hat dieselbe Größe, wie in der Taschenausgabe des Gesangbuches. In geschmackvollen, einfach gehaltenen biegsamen Einbänden ist diese neue Ausgabe zum Preis von 2,20 bis 3,60 Mk. durch alle Buchhandlungen erhältlich.

Hoffmann, Georg, D. Das Wiedersehen jenseits des Todes. J. C. Hinrichssche Buchhandlung, Leipzig 1906. 79 S. 1 Mk.

Die Frage nach dem Wiedersehen jenseits des Grabes hat ja von jeher das fromme Christengemüt bewegt. Der Verfasser gibt nun in der angezeigten Schrift eine geschichtliche Untersuchung über diese Frage, indem er sie durch den Wandel der Zeiten bis hinauf zur Gegenwart verfolgt. Bibel, Kirchenväter, Mystik und Scholastik, die katholische Kirche, Humanismus und Reformation, die neuere Philosophie, Aufklärung und Romantik, Schleiermacher und Strauß, die neuere und neuste Theologie, das evangelische Kirchenlied werden in dieser Frage vernommen und es ist überaus interessant, an der Hand des kundigen Führers mit der Mannigfaltigkeit der Glaubensansichten auf diesem zarten Gebiete bekannt zu werden. Der Verfasser schließt seine dankenswerte und fesselnde Untersuchung mit den Worten: „Somit hat sich auch alle auf Christus gegründete Ewigkeitshoffnung zuerst und allein auf das Reich Gottes, dieses „unbewegliche Reich“ (Hebr. 12, 28) zu richten. Sie darf gewiß sein: dann wird auch alles andere, was nach Gottes Heilsratschluß zu wahrer Seeligkeit dient, ihr zufallen.“ (Mt. 6, 33.)

Allen, denen die Frage nach dem Leben und dem Wiedersehen jenseits des Grabes schon die Seele bewegt hat und noch bewegt, mögen es Laien oder Theologen sein, wird die Lektüre dieser Schrift zur inneren Bereicherung, Klärung und Vertiefung dienen. A. König.

R. Wielandt, Die Arbeit an den Suchenden aller Stände. Vandenhoeck & Ruprecht. 1906.

Zur Winterarbeit aller kirchlichen Vereine sei diese „Anleitung zur Tätigkeit in Vorträgen und Presse“ dringend empfohlen. Die Zeit ist ernst, die Gefahr für die Einzelnen wie für ganze Klassen und Schichten der Bevölkerung durch eine unverstandene Kirchenlehre mit der Religion aus einander zu kommen, durch eine hierarchisch geleitete Kirche die christliche Gemeinschaft zu verlieren, ist brennend. Wohl ist das alles schon geschehen seit Jahrzehnten, was hier empfohlen wird, aber es tritt auch dies Buch garnicht mit der Anmaßung auf, durchaus Neues zu bieten, es erkennt — und das muß um der Seltenheit des Vorkommnisses willen unterstrichen werden — die bahnbrechende Arbeit des Deutschen Protestantenvereins auf diesem Gebiet an, — das ist das Wertvolle, daß hier neuen Gemeinden und Vereinigungen, jungen Pfarrern, aber vor allem den Laien Anleitung zu planmäßiger Arbeit gegeben wird. Wir sollen nicht auf die Pastoren warten, wenn wir Protestanten sind, wir können da in ganzen Länderstrichen unseres ostelbischen Vaterlandes noch Jahrzehnte warten. Laien sollen die Arbeit in die Hand nehmen und prachtvoll ist diese Anleitung, die sich hier auf die kleinsten Äußerlichkeiten erstreckt. Nach allgemeinen Betrachtungen über die Aufgabe, das Publikum und die Geschichte der Arbeit wird die Vortragsarbeit in einem ausführlichen Abschnitt (118 Seiten), fernerdie popularisierende Literatur (32 Seiten) und die Arbeit an der Presse (17 Seiten) behandelt. — Unsere Zentralstelle (Schöneberg, Hohenfriedbergstr. 15) vermittelt gern jedes der in dem Buche reichlich angezeigten Werke und Schriftchen. Auch ist sie bereit, Bücherpakete zu versenden, die, bei Vorträgen ausgelegt, zum Verkauf gebracht werden können. Der Empfänger sendet dann den Rest mit dem erlösten Betrag zurück, wenn er nicht in Bekanntenkreisen den Rest noch verbreiten kann. Alfred Fischer.

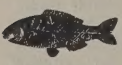
Anzeigen.

Preis für die viergespaltene Petitzeile (45 mm breit) oder deren Raum 30 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechenden Rabatt. Reklamezeile 80 Pfg. Beilagen nach Gewicht 15—30 Mk.

Wir bitten unsere geehrten Freunde, im Bedarfsfalle in erster Linie die hier inserierenden Firmen zu berücksichtigen und sich bei Bestellungen stets auf das „Protestantenblatt“ zu beziehen.

J. F. Weule
BOCKENEM a/Harz.
Turmuhren und elektrische Uhren für Kirchen, Schulen, Güter und öffentliche Gebäude.

Wichtig für Brautleute
Preise 40% billiger wie in der Provinz
Franko Lieferung
Pracht-Katalog mit über 800 Abbildungen gratis u. franko
F. ZECH'S MÖBEL-FABRIK. BERLIN, O.
Kleine Andreasstr. 9.
Gegründet 1859. Beamten 6% Rabatt.


Ostseefische,
frisch und geräuchert, wie Heringe, Butt, Flundern, echte Kieler Sprotten usw., versende je nach hiesigem Fang billigst und prompt gegen Nachnahme.
J. Miers, Eckernförde.

Armin E. Voigt, Markneukirchen Sa. 348.
Vorzügl. Musikinstr. aller Art. Katal. frei.
Posaunenchöre höchsten Rabatt.

H. Becker i. Seesen i. H. liefert allein seit 1880 den anerk. unübertroff. Holländ. Tabak. 10 Pfd.-Beutel fco. 8 Mk. Cigarren billigst.

DIE HILFE.
WOCHENSCHRIFT für Politik, Kunst und Literatur.
Notwendig für jeden Gebildeten, bringt regelmässig
POLITISCHE NOTIZEN
Politische u. volkswirtsch. Aufsätze
Soziale Bewegung
Unsere Bewegung.
Aesthetische u. allgemeinwissenschaftliche Aufsätze.
Novellen — Kunstliteratur
Allerlei — Briefkasten.
Herausgeber:
D. FR. NAUMANN.
Verlangen Sie kostenfreies Probeabonnement vom
VERLAG DER HILFE
BERLIN-Schöneberg.

Magenleidenden
teile ich aus Dankbarkeit gern und unentgeltlich mit, was mir von jahrelangen, qualvollen Magen- u. Verdauungsbeschwerden geholfen hat.
A. Hoeck, Lehrerin,
Sachsenhausen b. Frankfurt a. M.

Echte Portweine!
Sortiment No. 1, 3 Fl. sortiert, Mk. 4.20,
Sortiment No. 2, 3 Fl. sortiert, Mk. 5.35,
Sortiment No. 3, 3 Fl. sortiert, Mk. 7.60,
Rotwein: St. Emilion per Fl. Mk. 0.75,
3 Fl. Mark 2.85. Reinheit garantiert,
vers. p. Post inkl. Verpack. frko. Nachn.
I. G. Heintzen, Westerstede (Oldb.).
Wein-Import und Versandhaus.

Kirchen-Teppiche
gesetzlich geschützte Original-Erzeugnisse
nach Entwürfen von Professor Beck
liefert preiswert in reichster Auswahl und jedem beliebigen Format
Wilhelm Röper
Leipzig, Goethestrasse 1
Farbige Abbildungen mit erläuterndem Text und Empfehlung seitens hoher Kirchenbehörden gratis und franko.

„Kirchlich-Liberal“
Halbmonatsschrift
für die Berliner kirchlich-liberale Bewegung.
Preis 1,50 Mk. jährlich, postfrei.
Herausgeber: K. Schrader, M. d. R., Berlin W. 35, Steglitzerstrasse 68.
Expedition: ebendaselbst.

Familienanzeigen
kosten im Protestantenblatt
nur 15 Pfennig
(statt 30 Pfennig) pro Zeile.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße. 56/57.
Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15. Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 2.

Berlin
Bremen.

9. Januar 1907.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Tagebuch: Zum Fall César. — Pfarrer Korell. — Für 500 000 Mark soll Leo X. — Die wahren Motive der Polen. — Schmutzannoncen. — Der Deutsche evangelische Kirchenausschuß. — Der Friedhofsstreit in Simmern. — Zerstörter Wunderglaube. — D. Friedrich Teutsch. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Tagebuch.

Zum Fall César ist zu berichten, daß auf eine Eingabe der Dortmunder Reinoldigemeinde in Sachen César, auf deren Wortlaut wir noch zurückkommen, Kaiser Wilhelm die Akten des Falles César eingefordert hat.

Die Landessynode in Weimar nahm folgenden Beschluß einstimmig an: „Die großherzogliche Staatsregierung wolle bei dem evangelischen Kirchenausschuß eine gemeinsame Prüfungsordnung der Theologen für die deutschen evangelischen Kirchenregierungen beantragen. Die Antragsteller erwarten, daß man auf dieser Grundlage die endliche Beseitigung des Kolloquiums erreichen werde."

*

Pfarrer Korell war von seinen Amtsbrüdern Bernbeck und Wahl beschuldigt worden, sozialdemokratische Stimmzettel verteilt zu haben, und diese Beschuldigung sollte durch drei einwandfreie Zeugen erhärtet werden. Korell erklärte diese Beschuldigung für eine platte Unwahrheit und beantragte gegen sich Disziplinaruntersuchung. Die kirchliche Behörde berief beide Pfarrer zu einer Aussprache und es stellte sich heraus, daß Pfarrer Korell sozialdemokratische Stimmzettel, die ihm kurz vorher auf der Straße eingehändigt seien, vorgezeigt hatte, für Verteilung dieser Zettel konnte aber ein Beweis nicht erbracht werden. Die Pfarrer Bernbeck und Wahl nahmen darauf ihren Vorwurf gegen Korell und Pfarrer Korell nahm den Ausdruck: platte Unwahrheit zurück. Die Behörde hob das beantragte Disziplinarverfahren auf.

In Sachen des Synodalbeschlusses zum Fall Korell haben 60 Geistliche Hessens an zuständiger Stelle dagegen protestiert, daß ein Geistlicher als solcher eine bestimmte politische Meinung haben müsse.

*

Für 500 000 Mark soll Leo X. seine Unterstützung für die Caprivische Militärvorlage angeboten haben. Der kluge kleine Hohenlohe aber hat den Rat gegeben: Erst Erfolg der Unterstützung — dann das Geld —, inzwischen zur Aufmunterung für den Papst ein Edelstein. So ist's wohl gewesen, trotz der Ableugnung der „Germania", da auch die Regierung lahm erklärt: es habe sich nichts feststellen lassen. Aber das ist festgestellt: 1. daß erst nach der schlechten Aufnahme der Militärvorlage beim Zentrum am 23. November 1892 die Regierung sich besann, daß der Papst sein 50jähriges Priesterjubiläum feiere, daß mit höchster Eile ein Ring für — den Edelstein — gearbeitet werden mußte, daß man zu einer Originalarbeit für das Kästchen, in dem er liegen sollte, keine Zeit mehr hatte, daß schon am 12. Februar der Ring fertig war zur Überbringung durch den General von Loë, — das steht fest, und 2. daß auf die Zentrumsleute von Rom bezw. von der römischen Kirche aus ein starker Druck ausgeübt wurde, — dem das Zentrum sich energisch widersetzte. Der kluge Hohenlohe hatte gut geraten.

*

Die wahren Motive der Polen im Schulstreik, die immer mit allerlei sentimentalen Reden von den Seelen der Kinder kommen, die durch die deutsche Sprache nicht zur Religion kommen können, enthüllt eine Ausführung des „Dziennik Kujawski", da heißt: es „Wir haben häufig unsere nationalen Interessen der katholischen Kirche zum Opfer gebracht. Heute ist die Reihe an die Kirche gekommen, uns gegen den preußischen Protestantismus und den atheistischen Skeptizismus zu schützen; wenn der Kampf für uns ungünstig enden sollte, verliert unsere polnische Nationalität nichts, dagegen viel die katholische Religion, und es dürfte unsere heute bestehende Unhänglichkeit an die katholische Kirche stark gelockert werden".

Amüsant ist die Geschichte des Kardinals Galimberti, der einst einem polnischen Grafen, der der Kurie die Ernennung des deutschen Bischofs Dinder zum Vorwurf machte, antwortete: Lieber Graf, lesen Sie manchmal die Briefe des Apostels Paulus? Ich versichere Ihnen, das ist eine sehr interessante Lektüre. Zum Beispiel zählt Paulus in einem seiner Briefe die Eigenschaften auf, die für einen Bischof nötig sind. Es heißt da: „Es muß der Bischof sein enthaltsam, keusch, weise", aber nicht „er muß ein Pole sein".

*

Schmutzannoncen. Unter diesem Titel hat der Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild seine dritte Flugschrift herausgegeben. Aus ihr ersieht man, in wie raffinierter Weise Schmutzannoncen angebracht und vertrieben werden, aber auch, welche Summen durch schamlose Anpreisungen verdient werden. So wurde von einem Anzeigenbureau mitgeteilt, wie seine Inhaber durch die Schmutzinserate so reich geworden sind, daß der eine derselben für sein Geschäft, das er an eine G. m. b. H. abschob, 400 000 Mk. bekam und jetzt irgendwo als Rentner leben kann, und zwar nach kaum 10jähriger Tätigkeit. Das bisherige Vorgehen gegen die Schmutzannoncen wird einer abfälligen Beurteilung unterzogen und wird folgendes empfohlen:

„Man ziehe die Pächter des Anzeigenteils dieser Blätter zur Bestrafung, nicht die Redakteure; man greife in das richtige Nest, wo die Pachtfirmen sitzen, die vom Schmutz fett werden. Die Polizei wird schon wissen, wie sie es anfangen muß, daß nicht Herren, denen das Handwerk in Preußen gelegt ist, das Geschäft mit ungeschwächten Kräften ab München, Dresden, Hamburg oder dergl. fortsetzen. Man erreicht damit erstens, daß die Heranziehung der betr. Händler zur Insertion eingedämmt wird — denn meistens werden diese Leute erst von den Sammlern auf das schlüpfrige Insertionsfeld geleitet —, zweitens aber werden die Pachtverträge hinfällig, die zwischen den Blättern und den Pächtern des Anzeigenteils bestehen; was das bedeutet, weiß jeder Fachmann sofort, und der Laie wird sich einen Begriff davon machen können, ob ein Blatt sicherer dasteht, das jährlich etwa 40 000 Mk. garantierte Einnahme aus der Inseratenpacht hat, als eins, das sich die Inserate selbst suchen muß. Und deutsche, anständige Annoncenbureaus, die derartige Blätter in Pacht nehmen, gibt es kaum. Derartige Geschäfte hat man bisher jenen anderen Firmen überlassen; ob zum Besten der Gesundheit unseres Publikums, ist allerdings stark zweifelhaft. Nun aber dürfte es Zeit werden, das Übel mit der Wurzel auszurotten! Wir brauchen keine neuen Gesetze und Verordnungen dazu; die bestehenden genügen vollauf, wenn man sie nur mit dem nötigen Nachdruck und an der richtigen Stelle anwendet."

*

Der Deutsche evangelische Kirchenausschuß hat am 13. und 14. Dezember in Berlin getagt. Für den verstorbenen D. Freiherrn von der Goltz ist der Oberhofprediger D. Dryander als Mitglied eingetreten. Die kirchliche Versorgung der evangelischen Deutschen im Auslande und in den Schutzgebieten, der Abschluß der Ausarbeitung eines Evangelischen Hausbuchs, zahlreiche Beihülfen an Auslandsgemeinden, so zum Kirchbau in Windhuk und in Lome (Togoland) und zum Wiederaufbau der durch Erdbeben zerstörten evangelischen Kirche in Valparaiso in Chile, die Wahrnehmung der evangelischen Interessen bei der bevorstehenden Revision der Reichsstrafgesetzgebung, insbesondere in Ansehung der Revision des § 166 des Strafgesetzbuchs, die Frage einer Verbesserung der kirchlichen Statistik, die Verlegung des Osterfestes auf einen festen Termin beschäftigten den Ausschuß.

*

Der Friedhofsstreit in Simmern hat, wie die „Voss. Ztg." mitteilt, sein Ende gefunden, und die Stadt ist unterlegen. Die Stadtverordneten hatten die Anlage eines Simultanfriedhofs beschlossen, auf dem Angehörige aller Konfessionen ohne Unterschied in der Reihe beerdigt werden sollten. Hiergegen erhoben die Katholiken Einspruch und verlangten eine Einteilung nach Konfessionen. Der Minister erkannte den Einspruch als berechtigt an, und daraufhin machte der Regierungspräsident die Benutzung von der vorherigen Trennung für die einzelnen Konfessionen abhängig. Die gegen diese Verfügung erhobene Beschwerde der Stadt ist vom Oberverwaltungs-

gericht als unbegründet abgewiesen. Nach Ansicht des Oberverwaltungsgerichts hat die Kabinettsordre vom 27. August 1820 nur ausgesprochen, daß die in dem Dekret vom 23. Prairial des Jahres 12 geforderte Notwendigkeit zu einer solchen Teilung fortgefallen sei. Die Stadtverordnetenversammlung sei nicht zuständig, darüber zu entscheiden, ob der städtische Begräbnisplatz konfessionell geteilt werden soll oder nicht. Zwar dürfe die Stadtverordnetenversammlung gemäß § 45 der rheinischen Städteordnung über die Benutzung des Begräbnisplatzes beschließen, da dieser ein Stück des Gemeindevermögens sei. Da aber dieses Besitzobjekt zu Beerdigungszwecken dienen soll, so ist das städtische Verfügungsrecht beschränkt durch die Befugnis der Landespolizeibehörde, die zur Wahrung der äußeren kirchlichen Ordnung erforderlichen Maßnahmen zu treffen. Mit dieser Entscheidung sind sämtliche simultanen Friedhöfe im Gebiete des französischen Rechtes unmöglich gemacht. Die konfessionelle Absonderung hat wieder einen tüchtigen Schritt vorwärts getan. Denn um der „Wahrung der äußeren kirchlichen Ordnung" willen kann überall die Trennung verlangt werden.

*

Zerstörter Wunderglaube. Aus Neapel berichtet das „Berl. Tgbl.": In der Aula des Liceo Moderno in Neapel machte Professor Arnaldo vor einem Publikum von Gelehrten und Studierenden das weltberühmte „Wunder" des heiligen Januarius nach, dessen Blut bekanntlich im Dome zweimal im Jahre zu kochen und ganz Neapel in einen Freudenrausch zu versetzen pflegt. Der Professor gebrauchte für das Experiment dieselbe Theke, dieselbe Fiole und dieselbe Zahl Kerzen. Die Temperatur war wie im Dom und siehe da: auch ohne Zutun des Klerus und ohne Litaneien, Geschrei und Kanonendonner vollzog sich das Wunder alsbald und falsches Heiligenblut begann unter dem Gaudium des Publikums aufs schönste zu kochen. Das „Wunder" wird durch Professor Arnaldo auch in Rom vorgeführt werden.

D. Friedrich Teutsch,

der neue Bischof der Siebenbürger Sachsen.

Am 31. Oktober l. J. versammelten sich die Mitglieder der Landeskirchenversammlung der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen in der altehrwürdigen evangelischen Kirche in Hermannstadt, um aus der Reihe der von den Orts- und Bezirksgemeinden verfassungsgemäß vorgeschlagenen Kandidaten, deren Zahl 24 betrug, den durch die Emeritierung D. Friedrich Müllers erledigten Bischofsposten neu zu besetzen. Es war diesmal kein Zweifel, wie die Wahl ausfallen werde. Alle Orts- und Bezirksgemeinden hatten an erster Stelle den Hermannstädter Stadtpfarrer und Superintendentialvikar (Bischofstellvertreter) D. Friedrich Teutsch kandidiert. Auf diesen entfielen denn auch alle von den anwesenden 54 Mitgliedern der Landeskirchenversammlung abgegebenen Stimmen, mit Ausnahme seiner eigenen. Über Aufforderung des Landeskirchenkurators Dr. Carl Wolff, der den Wahlakt leitete, erklärte sich nach Bekanntgabe des Ergebnisses der Gewählte in einer ergreifenden Ansprache sofort bereit, das nicht minder verantwortungsreiche als ehrende Amt zu übernehmen, dessen Träger über alle Kulturaufgaben der Siebenbürger Sachsen zu wachen und sie zu fördern hat. Wir teilen aus der Rede den folgenden sozusagen programmatischen Passus mit:

„Für die innere Entwicklung unserer Kirche ist es tröstlich, daß für alle Zeiten, also auch die unsere, feststeht: ‚einen anderen Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus'. Und der andere Gedanke, der mich stärkt und erhebt, ist: daß ich als Vertreter einer neuen Generation, zu der ich gehöre, von dieser zum neuen Amt berufen werde. Man wird mir, der ich in historischen Studien aufgewachsen bin und den Wert der Vergangenheit und ihre Bedeutung besonders für uns nie unterschätzt habe, der die Geschichte unseres Volkes wie ein persönliches Erbe auf dem Herzen trägt, wohl das Wort nicht mißdeuten. Es soll darin ein zweifaches liegen: wir haben die Verpflichtung, das Erbe der Väter zu wahren — was wären wir ohne dieses? —, aber zugleich Recht und Pflicht, auch den Glauben und die Kirche in die Formen zu fassen, wie sie uns am vertrautesten erscheinen, daß beide zu uns in der Sprache reden, die uns am verständlichsten ist, wie einst — es ist ja am heutigen Tag besonderer Anlaß, dessen zu gedenken — Luther und die Reformation nicht nur für sich, sondern die evangelische Kirche das Recht in schweren inneren Kämpfen fanden, auf dem alten Grund das Haus zu bauen, das ihnen entsprach: ‚man reißt das Haus nicht ein, das Väter einst gebaut, doch richtet man sich's ein, wie man's am besten schaut'."

So hat denn die Volkskirche der Siebenbürger Sachsen

einen neuen Steuermann erhalten, und es ist kein Zweifel, daß sie auch unter der neuen Führung ihren alten Traditionen treu bleiben wird, und diese heißen: Pflege des deutsch-evangelischen Christentums in einer Prägung, wie sie dem Sehnen und Suchen des modernen Geschlechtes entspricht.

Der Name des neuen Bischofs ist auch im Mutterlande der Reformation bekannt und hat auch dort einen guten Klang. D. Teutsch hat sich im Deutschen Reich nicht nur viele persönliche Freunde erworben, sondern er hat auch bei einzelnen Körperschaften schon schöne Anerkennung gefunden. Im Jahre 1899 ernannte ihn die Jenenser Universität zum Ehrendoktor der Theologie. Seit dem Jahre 1900 gehört er dem Zentralausschuß des Gustav-Adolf-Vereins an und vertrat auf den Versammlungen des Evangelischen Bundes das Siebenbürgische Landeskonsistorium.

Friedrich Teutsch wurde am 16. September 1852 in Schäßburg als der Sohn des damaligen Gymnasialdirektors und nachmaligen Bischofs D. Georg Daniel Teutsch geboren und hat in seiner Vaterstadt das evangelische Gymnasium absolviert. Nachdem er hierauf ein Jahr lang an der Hermannstädter Rechtsakademie Vorlesungen über römisches Recht und siebenbürgische Rechtsgeschichte gehört hatte, studierte er an den Universitäten in Heidelberg, Leipzig und Berlin in den Jahren 1870—1874 Theologie und, da bei den Siebenbürger Sachsen der Weg ins Pfarramt durch die Schule geht, altklassische Philologie und Geschichte. In Heidelberg wurde er auch mit einer Arbeit über die Unionen der drei ständischen Nationen Siebenbürgens bis 1542 zum Doktor der Philosophie promoviert. Von den Lehrern, die damals auf seinen Bildungsgang besonderen Einfluß genommen haben, sind vor allem zu nennen: Wilhelm Wattenbach, Heinrich von Treitschke und Friedrich Nippold. Für seine innere Entwicklung war es ferner von großer Bedeutung, daß sein Universitätsstudium gerade in jene Jahre fiel, da in allen deutschen Landen der Siegesjubel über die nach jahrhundertelanger Sehnsucht neu erstandene Einheit erklang. Der Universitätsstudent Fr. Teutsch war es, der damals im „Siebenbürgisch-deutschen Wochenblatt" den Einzug der siegreich heimkehrenden Truppen in Berlin und die daran sich anschließende Sieges- und Friedensfeier mit begeisterten Worten schilderte, die der Freude beredten Ausdruck gaben, die damals auch die Siebenbürger Sachsen über die herrliche Machtentfaltung der deutschen Eiche empfanden, an der sie doch auch, wenn auch nur als kleines Zweiglein an ihr, inneren Anteil hatten.

Nach Vollendung der Universitätsstudien fand der junge Kandidat am 1. September 1876 am Hermannstädter Seminar (später das theologisch-pädagogische Landeskirchenseminar) seine erste Anstellung. Teutsch hat dieser Anstalt bis zum Jahre 1896 gedient, elf Jahre als ihr Direktor. Diese Anstalt hat für die Siebenbürger Sachsen darum eine ganz besondere Bedeutung, weil die sie verlassenden Zöglinge nicht nur als Lehrer Verwendung finden, sondern auch, wenn sich keine akademische Kandidaten um eine Stelle bewerben, in das Pfarramt übergehen können. Darum nimmt neben der allgemeinen wissenschaftlichen und pädagogischen Ausbildung der Unterricht in den in Betracht kommenden theologischen Disziplinen einen breiten Raum ein. Unter seiner Leitung hat die Anstalt in ihrem innern und äußeren Bestande einen großen Aufschwung genommen. Schüler und Lehrer des Landeskirchenseminars rühmen in gleicher Weise das stramme Regiment, unter dem damals die Anstalt stand, und das gemütvolle Leben, das alle untereinander verband.

Im Jahre 1896 wurde Teutsch zum Pfarrer der bei Hermannstadt gelegenen stattlichen Langemeinde Groß-Scheuern gewählt und hat hier sieben Jahre hindurch gewirkt. Er fand schwierige Verhältnisse vor. Sein Vorgänger, der durch Selbstmord abgeschieden war, hatte die Gemeinde

in schrecklichem Zustand zurückgelassen. Es gelang Teutsch, der sich mit seiner Familie mitten in das Gemeindeleben hineinstellte, schon nach kurzer Zeit das stark erschütterte Vertrauen seiner Bauern wiederzugewinnen und schließlich auch den Zwiespalt der Parteien zu überbrücken. Vor allem seine kernige Predigtweise, die immer aus dem Leben schöpfte, sammelte seine mißtrauisch gewordenen Kirchenkinder bald wieder um die Kanzel. Das innere und äußere Leben der Gemeinde wurde wiederhergestellt und den Zeitbedürfnissen entsprechend ausgebaut. Pfarrer und Pfarrerin wurden wieder zum „Herr Vater" und zur „Frau Mutter" der Gemeinde.

Als Hermannstädter Stadtpfarrer hat Teutsch nicht einmal volle drei Jahre zu wirken Gelegenheit gehabt (seit 1903), aber in der kurzen Zeit wurde eine neue Gottesdienstordnung, die dem Stande der modernen Wissenschaft entspricht, eingeführt, die Gemeinde behufs wirksamerer Ausgestaltung des Seelsorgedienstes in vier Predigerbezirke eingeteilt und gleichzeitig auch Armen- und Krankenpflege neugeordnet. Das Lutherhaus und die Lehrlingsherberge wurden reorganisiert. Im Stadtteil jenseits des Zibinsflusses wurde eine Volksschule und ein Kindergarten gegründet und die Erbauung einer Kirche in Aussicht genommen. Außerdem mußten verschiedene Schulbaufragen gelöst oder deren Lösung doch angebahnt werden, und die Restaurierung der schönen evangelischen Pfarrkirche, die mehrere Jahre in Anspruch nehmen wird, begonnen werden. Zur Erhöhung der Prediger- und Lehrergehalte mußte die Gemeindeumlage von 6% auf 18% der direkten Staatssteuern erhöht werden. Das und noch vieles andere mehr ist in dem kurzen Zeitraum von nicht einmal drei Jahren geschehen, und die Hermannstädter sind ihrem Stadtpfarrer willig bei all seinen Vorschlägen gefolgt, sowie sie insbesondere auch willige Hörer waren, wenn er von der Kanzel das Wort Gottes verkündigte, wobei er es verstand, die alten Grundwahrheiten des Christentums gerade in der Form zu bieten, wie es unserer Zeit entspricht und wie es die die Siebenbürger Sachsen bewegenden Lebensfragen erfordern. Wohl gönnen nun die Hermannstädter ihrer Gesamtkirche ihren bisherigen Stadtpfarrer als Oberhaupt, denn sie wissen, daß diese sich keinen besseren Führer hätte wählen können, aber sie bedauern, daß D. Teutsch als Leiter ihrer Gemeinde nur so kurze Zeit schaffen konnte.

Im Dienste der Gesamtgemeinde hat Teutsch übrigens schon viel früher gestanden. Schon als Seminardirektor gehörte Teutsch dem Landeskonsistorium als weltliches Mitglied an, wurde 1897 geistliches Mitglied, 1899 Superintendentialvikar und als solcher Referent in Schulsachen, Visitator der evangelischen Mittelschulen und Leiter der Reifeprüfungen. Auch bei der Gründung der evangelischen Lehrerinnenbildungsanstalt in Schäßburg ist D. Teutsch hervorragend beteiligt gewesen. Als Bischof D. Müller in den letzten Jahren kränklich war, ruhten die Amtspflichten des Bischofs schon fast ganz auf seinen Schultern.

Als Publizist ist er längere Zeit der Schriftleiter des „Siebenbürgischen deutschen Tageblattes" gewesen, weil er wohl wußte, eine wie große Bedeutung eine gut geleitete Zeitung für das Volksleben hat. Ferner ist er Mitarbeiter der „Kirchlichen Blätter" und zahlreicher ausländischer Zeit- und Fachschriften. Als ebenbürtiger Nachfolger seines Vaters, der die Geschichte der Siebenbürger Sachsen geschrieben hat, arbeitete auch er auf dem Gebiet der Landesgeschichte. Von ihm ist das große, zweibändige Werk: „Die siebenbürgisch-deutschen Schulordnungen", mit trefflichen, zeitgeschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen, eine halbtausendjährige Entwickungsgeschichte des siebenbürgisch-sächsischen Schulwesens. In seinem Aufsatz „Zur Geschichte des deutschen Buchhandels in Siebenbürgen", zeigt er, auf welchem Wege seit jeher deutsche Bücher nach Siebenbürgen gekommen sind, wie diese Bücher den inneren Zusammenhang zwischen Deutschland und den Siebenbürger Sachsen geschaffen und das Band der geistigen Zusammengehörigkeit immer neu gestärkt haben. Zwei Werke, in der Stille des Groß-Scheuerer Pfarrhofes entstanden, aber bisher noch nicht im Druck erschienen, können wir von ihm erwarten: Die Fortführung der Sachsengeschichte seines Vaters bis zur Gegenwart und ein Lebensbild des Vaters. Seine geschichtlichen Arbeiten ehrten seine Volksgenossen durch seine Berufung nach dem Tode seines Vaters in seine Stelle zum Vorstande des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 1894.

So darf sich wohl die evangelische Landeskirche in Siebenbürgen des neuen Führers, den sie sich selbst erwählt hat, von ganzem Herzen freuen. Der neue Bischof hat gleich nach seiner Erwählung die Verhandlungen der XXII. Landeskirchenversammlung geleitet und gezeigt, daß er seiner neuen Stellung gewachsen ist. Wohl wird es an Kämpfen auch in der Zeit seines Regiments nicht fehlen, aber es steht ja sein ganzes Volk hinter ihm. Darum konnte er die Landeskirchenversammlung auch mit den zuversichtlichen Worten schließen:

Wir wollen trauen darauf, daß es in treuer Arbeit gelinge, Herr zu werden aller Not und Hindernisse, die sich uns entgegenstellen. Die Gedanken der Reformation, die die Welt umgewandelt haben, sind auch heute noch stark genug, Leben zu geben und uns hoffnungsstark zu machen, nicht zu verzagen, nach Luthers:

„Und ob es währt bis in die Nacht
Und wieder bis zum Morgen,
So soll mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht, noch sorgen."

H. W.

Vereine und Versammlungen.

Berliner Unionsverein. (Deutscher Protestantenverein.) Wintervorträge in der Aula des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums (Dorotheenstraße 13—14). Freitag abends 8 Uhr. Ein Gang durch die brandenburgisch-preußische Kirchengeschichte. 18. Januar: Pfarrer D. Kirmß: Johann Sigismund. 25. Januar: Pfarrer Dr. Hachmeister: Der Große Kurfürst. 1. Februar: Pfarrer Habicht: Friedrich der Große und sein Nachfolger. 8. Februar: Pfarrer Bayrhoffer: Friedrich Wilhelm III., Union und lutherische Separation. 15. Februar: Pfarrer Nithack-Stahn: Die preußische Landeskirche unter Friedrich Wilhelm IV. 22. Februar: Pfarrer Lic. Neveling: Die preußische Landeskirche unter Wilhelm I. bis zur Kirchenverfassung. 1. März: D. Websky, Herausgeber der Protestant. Monatshefte: Die Falk-Herrmannsche Kirchenverfassung und die neue Reaktion. Eintritt frei.

Das sogenannte

Apostolische Glaubensbekenntnis

in seinem Verhältnis zum Neuen Testament und zum Protestantismus

von

Dr. W. Brückner, Karlsruhe.

kl. 8°. 67 Seiten. 50 Pfg.

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Schöneberg-Berlin.

Das Protestantenblatt

kann von jeder beliebigen Nummer an

beim **Verlage** bestellt

und durch diesen bezogen werden.

Anzeigen.

Zukunftsideale

Nachgelassene Predigten
von

Albert Kalthoff.

Mit einer Lebensskizze und einem Bilde Kalthoffs.

Inhalt:

1. **Ziele und Aufgaben unserer Kultur:** 10 Predigten.
2. **Die Religion der Zukunft:** 12 Predigten.

8⁰. 237 Seiten. In eleg. Leinwandband gebunden: 5 **Mark.**

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.
Schöneberg-Berlin.

Neue Erscheinungen.

Brückner, D. W., Abschiedspredigt. 16 S. —,50 Mk.
Eck, Prof., Religion und Geschichte. 78 S. 1,50 Mk.
Grafe, Ed., Das Urchristentum und das Alte Testament. 48 S. 1,— Mk.
Graue, Dr. Georg, Zur Gestaltung eines einheitlichen Weltbildes. 4,— Mk.
Häcker, Naturwissenschaft und Theologie. 2 Referate. 41 S. —,80 Mk.
Kind, Pfr. D., Ernste Gedanken für einfache Gemüter. 45 S. —,60 Mk., geb. 1,— Mk.
Kutter, H., Geld und Geist. Predigt. 15 S. —,20 Mk.
Mehlhorn, Pfr. D., Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu 132 S. 1,— Mk., geb. 1,25 Mk.
Simmel, Kant und Goethe. 71 S. 1,50 Mk.
Speck, Geo., 2 Menschen. Roman. 376 S. 4,— Mk., geb. 5,— Mk.
Unser Kaiser und sein Volk. Deutsche Sorgen. Von einem Schwarzseher. 1,50 Mk.

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.
Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15.

Soeben ist erschienen:

Aus suchender Seele

von

Pfarrer Lic. Traub, an St. Reinoldi, Dortmund.

Preis:
elegant geb. *M.* 4,—, modern kart. *M.* 3.50.

Ein treffliches Buch für Mann und Frau, alt und jung, Stadt und Land. Traub ist freier Protestant, aber mit seinem ganzen Denken und Fühlen eingewurzelt in die Religion von Wittenberg. Er sucht und findet Gottes Dasein und Wirken in allen Stücken des gegenwärtigen Lebens und macht damit die Religion für seine Leser zu einer Angelegenheit der Neuzeit. Oft steigert sich seine Schreibweise bis zum künstlerischen Ausdruck. Man kann für denkende Männer, Frauen und insbesondere für die heranwachsende Jugend sich kein geeigneteres Buch denken als diese Sammlung.

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.
Schöneberg-Berlin.

Moderner Religions- und Konfirmanden-Unterricht

aus der Praxis für die Praxis mitgeteilt von

M. Gebhardt,

Pastor an der Lutherkirche in Berlin.

gr. 8⁰. 118 Seiten. Broschiert 2 Mk.

Zu beziehen (auf Wunsch auch zur Ansicht) durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.
Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15.

Soeben ist erschienen:

HIOB

Kanzelreden im Anschluß an das Buch Hiob von Ernst Baars.

8⁰, kart., 122 Seiten. Preis 2.50 Mark.

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb
Schöneberg-Berlin.

Praktische Fragen des modernen Christentums

Fünf Vorträge von
Pfarrer Foerster-Frankfurt a. Main, Pfarrer Lic. Jatho-Köln, Prof. Dr. Arnold Meyer-Zürich, Privatdoz. Lic. Niebergall-Heidelberg, Pfarrer Lic. Traub-Dortmund. Mit Vorwort von Professor Dr. Geffken-Köln.

8⁰. ca. 160 Seiten. Brosch. ca. M. 1.80

In Originalleinenband ca. M. 2.20.

Aus dem Inhalt: Was halten wir von der Taufe (Traub) — Welche Bedeutung hat für uns das Abendmahl (Jatho) — Wie erziehen wir unsere Jugend zu wahrer Frömmigkeit (Arnold Meyer) — Konfirmationsnöte (Niebergall) — Was sind uns die kirchlichen Bekenntnisse (Foerster).

Dies Buch will allen denen Anregungen und Hilfe bieten, welche eine Weltanschauung gewinnen oder in sich festigen möchten, die von unbefangenem Wahrheitssinn getragen, Glauben und Wissen zu versöhnen sucht und sich daher gleichzeitig echt christlich und echt modern nennen darf.

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Schöneberg-Berlin.

DER VOLKSERZIEHER

Blatt für Familie, Schule und öffentliches Leben.
Organ der Volkserzieher-Gemeinde.
Zugleich: **Der Bücherfreund** Blatt für Kunst, Religion und Wissenschaft.
Organ der Volkserzieher-Bibliothek.
Herausgeber: Wilhelm Schwaner.

Abonnenten beider Blätter sind gegen Zahlung von 1 M. jährlich Mitglieder der fast d. ganze moderne Literat. umfassend. Volkserzieher-Bibliothek. Man fordere ein unentgeltliches Probeabonnement auf einen Monat vom

Volkserzieher-Verlag, Berlin-Schlachtensee, Mariannenstr. 10.

Daselbst sind auch Prospekte der **Germanen-Bibel** kostenlos zu haben.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15. Druck von Carl Schünemann, Bremen.